

S T E R N E N S A N D V E R L A G

NADINE ROTH



BLOODY MARY

DU DARFST DICH NICHT VERLIEBEN

Bloody Mary: Du darfst dich nicht verlieben

»Mein Name ist Mary. Bloody Mary. Sie rufen mich, und ich töte sie. Doch dieses Mal nicht. Er hat mich gerufen. Und das hat alles verändert.«

Im Jahr 1990 wird die sechzehnjährige Mary Jane Wyler von einem Serienmörder auf grausame Art und Weise umgebracht und findet sich in der Totenwelt wieder. Gefangen hinter Spiegeln, wartet sie darauf, dass jemand nach ihr ruft, um Rache an den Lebenden zu nehmen.

Der siebzehnjährige Avian glaubt nicht an diesen Mythos. Um seinem besten Freund zu beweisen, dass alles reine Fiktion ist, ruft er den Rachegeist – und sieht sich plötzlich Bloody Mary gegenüber. Aber ist sie tatsächlich so blutrünstig, wie die Legende behauptet? Oder steckt hinter der Furcht einflößenden Gestalt nur ein einsames Mädchen, das sich nach Mitgefühl und Wärme sehnt? Avian versucht, zu Mary Jane Wyler durchzudringen, doch er spielt dabei mit seinem Leben.

»In der Welt der Toten gibt es drei Regeln: Zeige keine Gnade, zeige keine Schwäche, zeige keine Gefühle. Ich habe jede einzelne gebrochen.«

Die Autorin

Nadine Roth wurde 1993 geboren, lebt in Baden-Württemberg und arbeitet als Bürokauffrau in der Nähe ihres Heimatdorfes. Durch die »Bis(s)-Saga« entdeckte sie das Lesen für sich und später auch das Bloggen. Im Alter von 15 Jahren begann sie selbst zu schreiben, was zunächst nicht mehr als ein Hobby war. Im September 2015 entwickelte sie die Idee zu ihrem Debüt »Bloody Mary«, das sie im April 2016 fertigstellte. Nach einigem Zuspruch von ihren Freunden entschloss sie sich dazu, das Buch zu veröffentlichen. Schon jetzt hat sie Ideen für weitere Projekte.

Nadine Roth

BLOODY MARY

Du darfst dich nicht verlieben

Fantasy Roman

STERNENSAND
VERLAG**

www.sternensand-verlag.ch
info@sternensand-verlag.ch

1. Auflage, März 2017

© Sternensand Verlag GmbH, Zürich 2017

Umschlaggestaltung: Sarah Buhr | Covermanufaktur

Lektorat / Korrektorat: Martina König | Sternensand Verlag GmbH

Illustrationen: Mirjam H. Hüberli

Satz: Sternensand Verlag GmbH

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd.

Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN-13: 978-3-906829-34-0

ISBN-10: 3906829-34-0

Für Twini,
weil du immer an mich geglaubt hast (und an Mary).

Und für Sarah S.,
weil du immer ehrlich zu mir warst.

Ich liebe euch beide!

*»Mein Name ist Mary Jane Wyler.
Und dies ist meine Geschichte.«*

*»Mein Name ist Avian Dearing.
Und dies ist meine Geschichte.«*

KAPITEL 1



Redding, Kalifornien

00:03 Uhr, Montag, 01/06/2015

Ich wurde wach.

Aber nicht wie es die Schauspieler in den Filmen taten. Langsam, blinzeln und mit einem sexy Augenaufschlag.

Nein, stattdessen ging ein Ruck durch meinen gesamten Körper, als wäre das Zimmer von einem Beben erfasst worden. Mein Herz schlug vor Schreck schneller. Für einen Moment hatte ich geglaubt, mein Wecker hätte geklingelt, aber ich stellte überrascht fest, dass es die Sirenen der Rettungskräfte waren, die in der Nähe des Hauses meiner Eltern durch die Straßen heulten. Im Takt mit ihrem lauten Schreien leuchteten die Konturen meines Zimmers bläulich auf.

Gemischte Gefühle flammten in mir auf. Auf der einen Seite war ich froh, noch nicht aufstehen zu müssen, und am liebsten wäre ich sofort wieder eingeschlafen. Aber auf der anderen Seite hatte mich die Neugier gepackt.

Es war zwar mitten in der Nacht, aber verdammt, ich wollte wissen, was da los war.

War etwas in der Nachbarschaft passiert? Ein Unfall? Ein Brand? Oder ... oder vielleicht einer dieser Morde, so grausam und unlösbar, wie man es normalerweise nur aus dem Fernsehen kannte?

Seit Anfang des Jahres häuften sich die Berichte über ungeklärte Todesfälle in so vielen anderen Städten. Sollte nun auch hier, in Redding, ein brutaler Mord geschehen sein?

Ich atmete tief aus und spürte, wie mir der Schweiß über die Stirn lief. Es war einfach viel zu warm in meinem kleinen, stickigen Zimmer. Das T-Shirt hatte ich mir zum Schlafen ausgezogen, das Fenster für die Nachtluft geöffnet, aber es waren immer noch gefühlte fünfzig Grad hier drinnen.

Ich liebte es, in Kalifornien zu leben, wirklich. Ich mochte die abwechslungsreiche Landschaft, die Tatsache, dass man in dieser Stadt mobil war, und dass es keine richtigen Winter gab. Aber manchmal war ich genervt von den heißen Sommernächten.

Ich erhob mich aus meinem Bett und ging mit schnellen Schritten zum Fenster, um in die Nacht hinauszublicken. In einer belebten Stadt wie Redding war es nicht unüblich, dass die Rettungskräfte mitten in der Nacht zum Einsatz ausrückten, aber ich hatte das Gefühl, dass es in letzter Zeit viel häufiger geschah.

Natürlich hatte nicht nur ich von den unnatürlichen Mordfällen gehört, sondern auch die anderen Einwohner unseres beschaulichen Städtchens. Es wurde viel gemunkelt und spekuliert. Das taten die Menschen immer, wenn sie keine Erklärung hatten.

Wenn man den Gerüchten Glauben schenken wollte, handelte es sich um einen Mörder, der seine Opfer erwürgte und ihnen dann mit einem stumpfen Gegenstand die Augen austach.

Andere wiederum behaupteten, die Augen wären ausgekratzt und die Kehle zerfetzt worden.

Ganz Verrückte waren sogar davon überzeugt, dass es sich um einen bösen Geist, einen Dämon handelte. Beinahe hätten die Leute den örtlichen Pastor überrannt. Sie flehten ihn an, zu ihnen zu kommen, um ihr Haus zu segnen und die bösen Geister auszutreiben. Ich hatte gehört, dass einige ihm sogar hohe Summen dafür geboten hatten.

Die Schüler aus meiner Klasse witzelten, jemand solle doch Dean und Sam Winchester aus der Serie *Supernatural* vorbeischieken. Sie waren zwei Brüder, die in den Kampf gegen Geister, Dämonen und alle übernatürlichen Wesen zogen. Auch in ihren Fällen kamen unerklärliche Mordfälle vor und die beiden hätten vermutlich eine Lösung für das Problem.

Ich persönlich glaubte an die erste Version, obwohl sich die wie aus der Luft gegriffenen Theorien unbefriedigend für mich anhörten. Es wirkte alles so schwammig. Ich wollte eine Stellungnahme, einen handfesten Beweis, und nicht nur Vermutungen.

Aufgrund der Kraft, die für die Morde aufgewendet werden musste, gingen die Ermittler von einem männlichen Täter aus. Dieser hinterließ weder Fingerabdrücke noch Einbruchspuren. Keine aufgebrochenen Türen, kein gewaltsames Eindringen, keine Fußspuren, keine DNA an den Tatorten. Da war nichts, was auch nur ansatzweise auf den Mörder und seine Vorgehensweise hingewiesen hätte.

Wie viele andere fragte auch ich mich, wie das möglich sein konnte. Die Medien hatten dem Täter aufgrund dieser Tatsachen die Bezeichnung *Schattenmörder* gegeben.

Die Vermutungen gingen in die Richtung, dass ein Serienmörder sein Unwesen trieb. In Frankreich, in Deutschland, in Russland – überall auf der Welt. Teilweise wurden die Verbrechen

innerhalb weniger Stunden verübt. Nur wie konnte der Täter so schnell an so vielen Orten sein?

Es gab keine Regelmäßigkeit der Morde. Sie passierten scheinbar willkürlich. An dem einen Tag in diesem Land, an dem nächsten in einem anderen. Manchmal mehrere Morde in verschiedenen Ländern zur fast selben Zeit. Dann wieder mal zwei Wochen Funkstille und plötzlich der nächste Mord. So ging das immer weiter.

Das gab mir zu denken und machte mich nervös, weil es jeden treffen konnte. Niemand war in der Lage, zu sagen, wo er als Nächstes zuschlagen würde.

Es war DAS Thema, das uns immer wieder beschäftigte, wenn ein neuer Todesfall gemeldet wurde. Auch Kalifornien war nicht verschont geblieben, hier hatte es schon zwei Mordfälle gegeben. In unserem Nachbarort.

Die Polizei hielt sich zu den Vorfällen bedeckt. Hin und wieder sickerte etwas durch, aber es waren keine handfesten Fakten. Die Angehörigen der Opfer wurden zum Schweigen verdonnert und selbst der Presse gelang es nicht, sich auf eine Theorie festzulegen.

Es gab keine handfesten Beweise, keine Spuren, nichts. Sollte man vor einem Phantom Angst haben, dessen Existenz noch bestritten war?

Es beunruhigte mich, dass selbst die Polizei keinen Rat mehr wusste. Mittlerweile machte ich mir Sorgen um mich, meine Familie und meine Freunde. Diese nervöse Unruhe machte sich jedes Mal in mir breit, wenn etwas ganz in der Nähe geschehen war.

Auch meine Eltern stritten sich schon über das Thema, das so präsent war.

Meine Mom glaubte wie ich an einen Mörder, der seine Opfer erwürgte. Mein Dad hatte eine andere Meinung. In seinen Augen versuchten die Behörden irgendeinen Fehler zu vertuschen

– mit geringem Erfolg. Er meinte, dass die Polizei selbst die Gerüchte streute, um die Menschen durch ihre Angst in Schach zu halten oder sogar um das Kriminalitätsproblem zu lösen, da jetzt jeder mit DIESEM Thema beschäftigt war.

Ich wandte den Blick von dem blinkenden Blaulicht ab, das man ganz in der Nähe zwischen den Hausdächern erspähen konnte, und wischte mir über das Gesicht. Die Müdigkeit forderte ihren Tribut.

Als wolle mein Körper mich zurück ins Bett locken, wurde mir für einen Moment schwindlig und ich gab dieser Versuchung nach.

Ich ließ mein Fenster offen stehen und taumelte im Dunkeln ins Bad, um dem Drang meiner schmerzenden Blase nachzugeben. Mein Weg kreuzte den Spiegel, der düster und vergessen im unbeleuchteten Flur lag, ehe ich mich leise zurück in mein Zimmer schlich, um meine Familie nicht zu wecken.

Müde und mit einem unguuten Gefühl im Brustkorb ließ ich mich wieder in das verschwitzte Laken fallen, das immer noch viel zu warm war, und ergab mich einem unruhigen Schlaf.

AVIAN

Redding, Kalifornien

07:45 Uhr, Montag, 01/06/2015

Als ich am Morgen das Klassenzimmer betrat, herrschte eine nervöse Stimmung. Meine Mitschüler redeten aufgeregt durcheinander.

Ich schnappte Bruchstücke von Sätzen auf wie »... unklar, ob es ein weiterer Mord ...«, »... denkst du, diesmal finden sie was?« oder »... hat mir erzählt, dass es direkt im Nachbarhaus passiert ist ...«

Ich ignorierte das unruhige Getuschel und Gemurmel meiner Klassenkameraden, die teilweise auf den Tischen und Stühlen saßen oder in kleinen Grüppchen zusammenstanden.

Ich war schon immer eher ein stiller Einzelgänger gewesen, der nur wenige Freunde hatte. Doch mir fehlte nichts. Ich hatte einen besten Kumpel, und den würde ich für nichts auf der Welt eintauschen.

Er war für mich wie der Bruder, den ich nie gehabt hatte. Mit ihm war ich durch jede Phase meines Lebens gegangen und ich wusste, dass ich mich auf ihn mehr verlassen konnte als auf einen großen Freundeskreis.

Die getuschelten Worte meiner Mitschüler bestätigten mir das, was ich mir gestern Nacht schon gedacht hatte.

Ein weiterer Mord war geschehen, und vermutlich passte er in das Schema des *Schattenmörders*.

Ich umrundete die Tische und ließ mich auf meinen Sitzplatz in der dritten Reihe fallen. Meinen grauen Rucksack stellte ich neben mir auf den Boden, Buch und Collegeblock landeten mit einem lauten Knall auf dem Tisch.

Ehrlich, wer hatte sich ausgedacht, dass die Schule um diese Uhrzeit begann?

Ich malte mir schon aus, was ich alles nach Schulschluss tun könnte. Im Stillen ging ich gerade meinen Plänen nach, bis Chloe meinen Tisch mit ihrer Hüfte streifte und mich auf diese Weise tatsächlich dazu brachte, zu ihr aufzuschauen.

Chloe war eines von der Sorte Mädchen, die Jungs dazu brachten, alles zu tun, was sie wollten. Sie hatte langes braunes Haar, schwungvolle Hüften und einen knackigen Hintern.

Ich würde lügen, sollte ich behaupten, dass ich nicht auch schon ein Auge auf sie geworfen hatte. Doch Mädchen wie Chloe brachten nur Ärger. Bei ihr fing es schon damit an, dass auch der Quarterback der Footballmannschaft Interesse an ihr

bekundet hatte. Von Mädels wie ihr ließen Jungs wie ich lieber die Finger.

Für Chloe lohnte es sich nicht, zu kämpfen. Sie war nicht der Typ Mädchen, mit dem man glücklich wurde. Sie war viel zu schrill, zu laut, zu aufgedonnert und verlangte obendrein auch noch zu viel Aufmerksamkeit.

Mich nervte es einfach nur, dass sie um mich herumschlich wie eine Löwin, die ihr Revier markierte. Vermutlich lag es daran, dass ich der Einzige in der Klasse war, der sie nicht mit der von ihr heiß ersehnten Aufmerksamkeit überschüttete.

Schnell schnappte ich mir einen Stift und tat so, als hätte ich sie nicht bemerkt. Vielleicht würde sie mich in Ruhe lassen?

»Hey, Avian«, säuselte sie meinen Namen leise zur Begrüßung.

Natürlich nicht.

Ich schloss nur für eine Sekunde die Augen, ehe ich mich meinem Schicksal ergab.

»Hey, Chloe«, erwiderte ich, ohne sie dabei anzuschauen. Ich beugte den Kopf wieder über meinen Block und tat so, als wäre ich furchtbar beschäftigt, obwohl nur sinnloses Gekritzeln auf dem Papier zu finden war.

Chloe stand unruhig vor meinem Tisch und ich hatte das Gefühl, dass sie gleich ein Gespräch mit mir beginnen würde. Doch bevor ich mich mit einem Rettungs- oder Fluchtplan auseinandersetzen konnte, löste mein Sitznachbar und bester Freund Joe das Problem für mich.

»Hi, Chloe! Schön, dich zu sehen. Alles klar?«, fragte er mit einem koketten Zwinkern in ihre Richtung. Chloe hatte für Joe nur ein Stirnrunzeln übrig, warf mir noch einen flirtenden Blick zu und wandte sich tatsächlich ab.

Sie konnte ihn nicht besonders gut leiden. Was vielleicht daran liegen könnte, dass er in der Schulkantine seinen Kaffee über ihre Schuluniform vergossen und sie somit vor versammelter

Mannschaft blamiert hatte. Natürlich war das keine Absicht gewesen, er war im Umgang mit dem anderen Geschlecht nur immer so nervös. Das war einfach typisch für ihn. Seitdem hielt Chloe Abstand zu ihm und mied ihn, als hätte er die Pest.

»Was hat sie nur gegen mich?«, sinnierte mein bester Freund und schaute Chloe hinterher. Diese bewegte sich auf dem Weg zu ihrem Sitzplatz anmutig durchs Klassenzimmer, wobei ihr knackiger Hintern leicht hin und her schwang und somit die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog. Ja, ich musste es zugeben: auch meine. Aber hey, ich war auch nur ein Mann.

»Vergiss es, Joe, du hattest deine Chance«, gab ich in einem belustigten Tonfall von mir und drehte mich zu ihm, um ihn per Handschlag lässig zu begrüßen, ehe er selbst seine Schulsachen auf dem Tisch ausbreitete.

»Wir wissen doch beide, dass sie nur mit mir ausgehen wollte, um an dich ranzukommen, Avian«, erwiderte Joe, der das Gespräch über Chloe anscheinend noch nicht ad acta gelegt hatte. Er schien nicht besonders traurig darüber zu sein, dass er seine Chance vergeigt hatte, weswegen ich auch kein schlechtes Gewissen zu haben brauchte, dass sie auf mich abfuhr.

»Ich kann nun mal nichts dafür, dass ich der Hübschere von uns beiden bin«, zog ich ihn scherzhaft auf. Joe zeigte mir den Mittelfinger, was ich mit einem Lachen quittierte.

Ich genoss diese ausgelassene Stimmung zwischen uns. Wenn jemand mich aufheitern konnte, dann war er es.

Joe sah eigentlich nicht schlecht aus – wenn ich das als Mann bewerten konnte. Er hatte braunes, kurz geschnittenes Haar, ein von Pickeln verschontes Gesicht, braune Augen und eine vielleicht etwas zu lange Nase.

»Jaja, ich weiß schon, dir rennen alle Mädchen hinterher. Schon klar«, wehrte er ab. »Hast du gestern den Tumult am Foothill Boulevard mitbekommen? Du wohnst doch ganz in der Nähe.«

»Ja, ich wurde von dem Lärm geweckt, weil ich das Fenster offen hatte. Du weißt ja, mein Zimmer ist wie eine Sauna, obwohl ich nicht mal ein Dachzimmer habe.«

»Ich habe mich heute Morgen mal schlaugemacht und dabei etwas Interessantes gefunden.«

Joe zog einen bedruckten Zettel aus seinem Rucksack, den ich aus meinem Blickwinkel aber nicht lesen konnte.

Verdammt. Wenn Joe so anfang, dann konnte es nichts Gutes bedeuten.

»Du bist deswegen extra früher aufgestanden?«

Ich war schon immer der Meinung gewesen, dass Joe ein guter Officer geworden wäre. Wenn er sich in etwas verbiss, dann ließ er nicht mehr los. Er gehörte auch zu denjenigen, die im Fall des *Schattenmörders* an etwas Übernatürliches glaubten.

»*Die Legende der Bloody Mary ...*«, begann er.

Ich konnte nur mit Mühe ein Aufstöhnen unterdrücken. Ich hatte es gewusst! Wieder eine *dieser* Theorien.

»Bloody Mary? Ist das dein Ernst? Die Geschichte ist uralte und frei erfunden«, warf ich dazwischen.

Joe schaute kurz von seinem ausgedruckten Zettel auf.

»Hör dir doch erst mal an, was ich zu sagen habe«, motzte er, weil ich ihn unterbrochen hatte. »Also. *Die Legende der Bloody Mary: Was als harmloser Partystreich abgetan wird, ist brutale Wahrheit. Durch eine Spiegelbeschwörung kann der Geist der toten Mary Jane Wyler gerufen werden.*

Mary Jane war ein junges Mädchen, das im Jahr 1990 grausam umgebracht wurde. Ihr Mörder konnte jedoch nie gefasst werden. Der Legende zufolge durstet ihre Seele immer noch nach dem Blut ihres Peinigers. Sie tötet jedoch auch die Unschuldigen, die es wagen, ihre letzte Ruhe zu stören.

Um das Ritual zu vollziehen, stellt man sich vor einen Spiegel und ruft drei Mal den Namen Bloody Mary hinein. Daraufhin wird der

Geist der toten Mary Jane erscheinen und ihren Beschwörer auf eine sehr brutale Art und Weise umbringen.«

Joes Stimme überschlug sich fast vor Begeisterung. »Das passt doch, oder, Avian? Auf brutale Art und Weise. Ausgestochene Augen und Würgemale an der Kehle. Außerdem wurden keine Fingerabdrücke oder Spuren gefunden. Wenn das nicht für einen Rachegeist schlechthin spricht. Ich sage es dir. Es ist bestimmt diese Bloody Mary.«

Joes Augen glänzten wie die eines Kindes, das den festlich geschmückten Weihnachtsbaum erblickt hatte. Dabei tippte er mit dem Finger auf den Ausdruck, als wäre das der ultimative Beweis.

Ich hatte tatsächlich geglaubt, dass Joe zur Abwechslung wirklich etwas Brauchbares gefunden hatte. Aber er gehörte nun mal zu den Menschen, die sich wünschten, dass all die Mythen und Geistergeschichten wahr wären. Er mochte diese fiktive Welt, weil ihm die Realität zu langweilig war, weil er die Aufregung liebte, die damit verbunden war, dass es etwas Übernatürliches geben könnte.

Dämonen, Geister, Menschen, die diese Kreaturen jagten ... Joe hatte schon immer an Übernatürliches geglaubt. Diese Geschichten wurden von seinem Gehirn aufgesaugt wie Wasser von einem Schwamm.

Es war wirklich mysteriös, aber Bloody Mary?! Das war mit Abstand das Absurdeste, das ich je in meinem Leben gehört hatte! Bloody Mary war ein Ammenmärchen. Eine Gruselgeschichte, die sich Elfjährige auf einer Übernachtungsparty erzählten, um einander Angst einzujagen.

»Joe«, stoppte ich seine Euphorie, mit der er sich auf diese These stürzte, und schlug mein Schulbuch demonstrativ auf. Es war mir noch nie so interessant erschienen wie heute. »Das ist einfach nur lächerlicher Quatsch. Wenn du damit zu den Ermittlern gehst, rufen die die Männer mit den weißen Jacken. Es gibt

keine Geister, es gibt keine Bloody Mary und es gibt sie erst recht nicht in Redding. Also wenn du bitte einmal runterkommen würdest.«

Joe blickte mich an, als hätte ich seine Nationalität beleidigt. Sein Gesicht färbte sich an den Wangen und an der Stirn leicht rot, sein Mund klappte zu und er funkelte mich mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

Ich bereute die Heftigkeit meiner Worte, aber ich war müde, besorgt und hatte keine Zeit, mir noch wochenlang irgendwas über Bloody Mary anzuhören. Joe hatte schon so viele Theorien aufgestellt, eine unlogischer als die andere.

Gerade als ich etwas sagen wollte, betrat Mr. Franklin den Klassenraum und eilte zu seinem Lehrerpult. Augenblicklich kehrte Ruhe ein und die Mädchen glitten von den Tischplatten und nahmen auf ihren Stühlen Platz. Mr. Franklin duldete keine Unruhe, und falls doch jemand aus der Reihe tanzte, wurde dieser sofort bestraft.

»Ehrlich, Avian, manchmal kannst du ein richtiges Arschloch sein. *Ich* versuche wenigstens, eine Erklärung zu finden«, murmelte Joe neben mir. Sein Unterton war bissig und zeigte mir, dass er wütend auf mich war, weil ich seine Verschwörungstheorie nicht unterstützte.

»Nur dass das nicht dein Job ist. Oder bist du etwa Ermittler? Außerdem: Ein Rachegeist?! Ich bitte dich! Joe, wir sind in der realen Welt und nicht in einer deiner Fernsehserien«, gab ich gereizt zurück, blickte aber immer wieder zu Mr. Franklin, der die Anwesenheit der Schüler kontrollierte. Als er meinen Namen aufrief, meldete ich mich kurz.

»Du tust immer so, als würdest du alles besser wissen. Besser als die Lehrer, besser als die Polizei, aber du hast selbst keine Lösung«, hörte ich Joe neben mir sagen.

Ich spürte, wie die Wut in mir aufflammte. Was war eigentlich sein Problem? Dass ich nicht so ein Horrorfanatiker war wie er?

»Spinnst du jetzt, oder was?«, gab ich etwas zu laut zurück, sodass Mr. Franklin die Prüfung der Anwesenheit unterbrach.

»Gibt es etwas, das Sie der Klasse mitteilen möchten, Mr. Dearing?«

»Nein«, gab ich unfreundlich zurück und Mr. Franklin schaute über den Rand seiner Brille streng zu mir.

»Dann stören Sie nicht meinen Unterricht«, brummte er.

Einige meiner Klassenkameraden drehten sich zu mir um. Darunter auch Chloe, die genervt mit den Augen rollte und zu Mr. Franklin nickte. Sie wollte mich damit anscheinend zum Lächeln bringen, aber meine Miene blieb unverändert. Die Wut in meinem Bauch wuchs, doch ich versuchte, das Gefühl beiseitezuschieben.

Vielleicht hatte Joe in einem Punkt recht: Ich wusste es besser. Und ich hatte den Ehrgeiz, es ihm zu beweisen.

»Weißt du was, Joe? Ich beweise dir, dass es Bloody Mary nicht gibt. Ich werde sie rufen«, flüsterte ich, ohne Joe anzusehen.

Als er sprach, klang seine Stimme erschrocken, als hätte er damit nicht gerechnet.

»Nein!«

Er glaubte wirklich an diesen Schwachsinn.

»Doch! Und wenn mir nichts passiert, dann fängst du nie wieder mit diesem Thema an, verstanden?«

Joe schien einige Sekunden darüber nachzudenken.

»Avian, ich denke, das ist keine gute ...«

»Idee? Du hast mir doch vorgeworfen, dass es mich nicht interessieren würde!«

Ich drehte den Kopf und funkelte ihn herausfordernd an. Es gab Bloody Mary nicht, und etwas, das es nicht gab, konnte mir auch nichts anhaben.

»So habe ich das auch nicht gemeint«, druckste Joe herum.

Doch ich schüttelte entschieden den Kopf. Ich war entschlossen, diese Sache durchzuziehen.

»Ich werde dir morgen das Video präsentieren, auf dem keine Bloody Mary zu sehen sein wird«, sagte ich und erntete einen finsternen Blick von Mr. Franklin, woraufhin Joe und ich in eisiges Schweigen verfielen. Was auch gut war, denn ich war zu wütend, um noch mehr zu sagen.

Außerdem wollte ich nichts bereuen, was ich im Zorn aussprach.

Tja, sieht so aus, als hätte ich heute Abend ein Date mit Bloody Mary, dachte ich belustigt.

KAPITEL 2



Massy, Essonne

21:23 Uhr, Samstag, 30/05/2015

Hass.

Hass war das einzige Gefühl, das blieb, wenn die Seele gewaltsam aus dem Körper gezerrt wurde. Es war das Einzige, was ich empfand, wenn ich daran dachte, dass die Menschen ihr Leben weiterlebten.

Nach meinem Tod hatte es zwar ein helles Licht gegeben, aber ich war diesem nicht in die Ewigkeit gefolgt. Als ich gestorben war, hatte ich das Ende meines Lebens zunächst nicht realisiert. Ich war noch im selben Raum gewesen, doch hatte ich nicht mehr auf dem Boden gelegen, sondern einfach nur dagestanden.

Im ersten Moment hatte ich geglaubt, dass alles nur ein abstrakter Traum wäre und ich gleich in meinem Bett aufwachen würde. Dass meine Eltern kommen und mich wecken würden.

Aber so war es nicht gewesen.

Es hatte ein paar Sekunden gedauert, bis ich realisiert hatte, dass mein Körper neben mir auf dem Boden lag, mein Peiniger mit geöffneter Hose über mir kniete. Schwer atmend, seine Hände immer noch fest um meinen Hals geschlossen, mein Gesicht zu einer Grimasse verzerrt. Meine Augen hatten ihn angeblickt, weit geöffnet, anklagend, flehend.

Ich hatte dabei zugehört, wie er sich wieder anzog. Wie er sich eine Spiegelscherbe nahm und meinem toten Körper die Augen austach. Dabei schrie er immer wieder »*Hör auf, mich so anzusehen, hör auf, mich so anzusehen*«, bis sein Verstand vermutlich irgendwann wieder einsetzte. Dann war er geflohen. Er hatte mich mit meinem toten Körper allein gelassen, bevor ich eine Chance gehabt hatte, meinen Peiniger mitzunehmen. Mit in das Totenreich.

»Bloody Mary.«

Ich hörte, wie jemand meinen Namen rief, und ein Ruck ging durch meinen Körper. Zumindest bezeichnete ich ihn so. Es war eine Kopie meines richtigen, menschlichen Körpers, der beerdigt worden war. Nur dass dieser Geisterkörper ein paar Spezialeffekte hatte. Unglaubliche Stärke und Schnelligkeit. Nägel und Haare die nicht mehr wuchsen. Kein Herzschlag und auch kein Blut, das durch meine Adern strömte. Aber sonst war er dem sterblichen Körper sehr ähnlich.

Es zog im unteren Teil meines Leibes, als würde ich nach oben gerissen werden und als würde sich meine andere Körperhälfte seinem Schicksal nur widerwillig ergeben. Meine Arme, mein Kopf, meine Brust wurden in einen unsichtbaren Sog gezogen, während meine Beine noch versuchten, der Schwerkraft zu gehorchen, aber schließlich nachgaben. Meine Füße vibrierten leicht und die Welt um mich herum verschwamm zu einem Strudel voller Farben und Stimmen. Ich wurde hinfort gespült, als würde eine Welle über mich hinwegdonnern.

Schwerelosigkeit ergriff von mir Besitz, als würde die Erdanziehung nicht mehr existieren, und für einen kurzen Moment hing ich federleicht in der Luft.

Ich hatte nie hinterfragt, wieso ich nicht schweben konnte, sondern hatte die Tatsache, dass selbst eine tote Seele Regeln zu folgen hatte, akzeptiert. Umso mehr genoss ich diesen Augenblick.

Es dauerte etwa zwei Sekunden, bis sich mein Körper materialisierte und sich ähnlich wie ein verschwommenes Bild zusammenfügte und schließlich klärte.

Ich blinzelte ein paar Mal, um mich zu orientieren. Mein Blick neutralisierte sich und ich sah in zwei braune Augen, die von langen schwarzen Wimpern umrahmt wurden. Das Gesicht war oval geschnitten, feminin und gehörte zu einem braunhaarigen Mädchen, das mir zugewandt war und mich anschaute, ohne es zu wissen. Belustigung, aber auch leichter Zweifel standen in ihren Augen.

Der Hass in mir schwoll an. Ich hob meine Hand, legte meine blutigen Fingerspitzen an das kalte Glas vor mir. Ich war gefangen in einem Gefängnis. Saß fest hinter einem Spiegel, dem Eingang zur menschlichen Welt.

Tote konnten nur durch ein Portal wieder in die Welt der Lebenden gelangen. Außerdem brauchten sie einen Anker auf der anderen Seite. Meiner bestand darin, dass die Menschen mich drei Mal rufen mussten. Das erste Mal, um hinter den Spiegel zu gelangen, in den gerufen wurde. Das zweite Mal, um aus meiner Welt zu gelangen, in die der Sterblichen, aber für niemanden sichtbar, hörbar oder spürbar. Aber ich sah, hörte und fühlte alles. Und dann das dritte und letzte Mal, damit ich wieder sichtbar, hörbar und greifbar werden konnte. Für jeden. Taten sie es nicht, steckte ich hier fest.

Mein Durchgang waren die Spiegel dieser Welt.

Mein Einlass der, dass die Lebenden mich riefen.

Sie waren so töricht. So wie ich es einst gewesen war.

Ich krümmte meine Finger leicht. Mit den Nägeln kratzte ich an dem kalten, festen Material vor mir.

Ich spürte, wie meine Augen vor Hass und Zorn förmlich sprühten und wie diese Gefühle in meinem Inneren tobten. Wie ein Wirbelsturm, der alles mit sich forttriss.

Sag es! Sag meinen Namen! Tu es endlich! Ich will meine Hände um deinen Hals schlingen. Ich möchte zudrücken, deinen Puls an meinen Fingern spüren, bis das Blut nicht mehr pulsiert. Ich möchte in die gleichen glasigen Augen blicken und es genießen, so wie mein Mörder es damals genossen hat, als er in die meinen sah. Du hörst mir und niemand wird dir helfen können!

Mitleid kannte ich nicht. Das hatte mein Peiniger auch nicht mit mir gehabt.

Ich beobachtete das jugendliche Mädchen vor dem Spiegel, das kurz den Kopf drehte und mir sein Seitenprofil zeigte. Es schien in eine andere Richtung zu schauen, ehe es wieder direkt in den Spiegel blickte. In meine Augen. Ihre Lippen öffneten sich, präsentierten ungerade Zähne.

»Bloody Mary«, sagte sie, diesmal mit einem größeren Lächeln. Sie rechnete nicht damit, dass ich ihr so nah war.

Der Spiegel vor mir verschwamm leicht, als wäre er eine flüssige Masse. Ich nutzte meine Chance, schob mich durch ihn wie durch eine Tür, die sich geöffnet hatte.

Meine Präsenz war überall im Raum spürbar. Ich bewegte mich an dem Mädchen vorbei, das immer noch vor dem Spiegel stand und seine eigene Reflexion betrachtete. Nicht ahnend, dass es das Unheil ins Haus gerufen hatte.

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Kein freundliches. Nein, ein hartes und kaltes. Ich würde sie töten und sie für den Spott bestrafen, den sie sich mit meinem Namen erlaubte.

Die Lebenden erzählten sich die Geschichte von der verfluchten Mary. *Bloody Mary*. Sie lachten. Sie witzelten. Sie riefen mich. Sie verspotteten mich und sie starben.

Alle.

Das Mädchen hielt inne und ich konnte sehen, dass es fröstelte. Ihr Körper reagierte mit einer Gänsehaut, als ich so dicht an ihr vorbeiging, dass wir uns fast berührten. Ihr Instinkt spürte die Gefahr, ehe sie selbst sie sehen konnte.

Und jetzt, als ich nicht mehr hinter dem Spiegel gefangen gehalten wurde, sah ich auch die zweite Person im Raum. Ein weiteres Mädchen, blondhaarig, im gleichen Alter. Sie waren vielleicht sechzehn, höchstens siebzehn. Und sie gehörten *mir*.

Alles in mir schrie nach Vergeltung und Rache für ihren Spott, auch wenn es nur eine Person gab, die ich um jeden Preis töten wollte.

Joseph Jackson.

Allein bei dem Gedanken an seinen Namen loderte der Hass wieder ungehalten in mir auf und fraß sich durch meine Adern wie ätzende Säure.

»Bloody Mary«, flüsterte das braunhaarige Mädchen und blickte erwartungsvoll in den Spiegel.

Ich spürte ein Kribbeln auf meinem Körper und dann sah ich mein Gesicht im Spiegel. Es tauchte neben dem ihren auf. Meine Haare waren dunkelrot, meine Iriden schwarz, kalt und stumpf. Wie ein tiefer Abgrund im Gegensatz zu den glanzvollen braunen Augen des Mädchens.

Meine Augäpfel bewegten sich kaum merklich in den Höhlen. Mein Peiniger hatte sie mir erst ausgestochen, als meine Seele bereits den Körper verlassen hatte. Was mir nach meinem Tod angetan worden war, hatte meinen Geistkörper nicht mehr beschädigt, sondern nur meine Leiche.

Meine Gesichtszüge waren zu einer kalten Maske verzerrt, meine Wangen blass, die des Mädchens rosig und gesund. Doch langsam veränderte sich seine Miene sichtbar. Von erwartungsvoll zu gespannt und schließlich zu entsetzt.

Ich hörte das Mädchen keuchen, als es zu mir herumwirbelte, nachdem es mich im Spiegel entdeckt hatte. Ihre Freundin schien wie erstarrt zu sein, denn sie gab keinen Ton von sich, bewegte sich auch nicht.

Meine Lippen verformten sich wieder zu einem grausamen Lächeln, während ich immer noch unbewegt dastand, als wäre ich nur eine Projektion. Aber ich war real. Das mussten auch die Mädchen zu ihrem Erschrecken feststellen.

Die Braunhaarige vor mir riss die Augen auf. Schlagartig wich das Blut aus ihren Wangen, sodass ihr Gesicht so bleich wurde wie meines. Sie taumelte einen Schritt zurück, wandte den Blick kein einziges Mal von mir ab. Ich konnte ihre Angst regelrecht greifbar in der Luft spüren.

Ihre Augen zuckten nur einmal kurz unmerklich zu dem blonden Mädchen, ehe sie wieder mich fixierten, ihre Pupillen vor Schreck geweitet.

»Mon dieu!«, hörte ich sie sagen, doch ich verstand die Bedeutung der Worte nicht. Ich erkannte die Sprache: Französisch. Aber selbst als Tote verfügte ich nicht über allumfassende Sprachkenntnisse. Ich hatte mich zu meinen Lebzeiten nie für die französische Sprache interessiert und tat es auch jetzt nicht.

»Laisse-moi tranquille!«

Ich machte einen Schritt auf sie zu, während sie immer noch unbeweglich im Raum stand. Aus der anderen Richtung drang ein schriller Schrei und mein Kopf zuckte kurz zu dem blonden Mädchen. Es schien seinen Fehler bemerkt zu haben, denn es schlug sich angsterfüllt die Hände vor den Mund. Das nackte Grauen stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Ich hatte jedoch ein anderes Ziel: das Mädchen, das mich gerufen hatte. Sie war die Hauptschuldige. Sie war diejenige, die ich auf jeden Fall und zuerst töten würde. Kollateralschäden wie ihre Freundin nahm ich hin. Sie war nicht mein Hauptopfer, aber auch ihren Tod würde ich herbeiführen, wenn es sich ergab.

Wieder machten meine nackten Füße einen Schritt auf sie zu, drückten den Teppich platt. Das weiße Nachthemd, auf dem das Blut meiner vielen Opfer wie in einem Muster klebte, umspielte bei jeder Bewegung meinen Körper bis zur Mitte meiner Schenkel.

Jetzt schien das Mädchen zu begreifen, dass ich wirklich hier war. Dass das, woran es geglaubt hatte, keine Gruselgeschichte war, sondern brutale Realität.

Sie wich zwei Schritte zurück, versuchte den Abstand, den ich zwischen uns verkürzt hatte, wiederherzustellen. Beide Hände hatte sie nach vorn ausgestreckt, als könne sie sich dadurch vor mir schützen.

Ich sah, dass ihre Hände bebten. Wie sich das Zittern über ihre Arme ausbreitete wie ein Wellenschlag, der ihre Schultern umspülte und ihren ganzen Körper erfasste.

»Au nom du père ... du fils ...« Weiter kam sie nicht.

Als sie mit dem Rücken gegen die Wand stieß, beendete ich das Ganze. Ich bewegte mich schnell, stand im nächsten Moment dicht vor ihr, blickte ihr in die Augen und sah mich in ihren Pupillen, als würde ich in einen Spiegel schauen. Meine Hand bekam die schmale Kehle zu fassen. Ich drückte zu, ohne zu zögern, und zog ihren Körper an der Wand hoch, sodass ihre Füße den Boden nicht mehr berührten. Ich spürte, wie sie versuchte, nach Luft zu schnappen.

Vergeblich.

Ihre schmalen Finger hoben sich, schlangen sich um meine. Sie versuchte etwas zu sagen, doch es kam nur ein unverständlicher

Laut über ihre Lippen. Die braunen Augen schauten weit aufgerissen auf mich herunter, erfüllt von Panik und mit einem stummen Flehen.

Ich ignorierte die Tränen, die ihre Augen füllten und sie schimmern ließen wie funkelnde Edelsteine, ehe diese überquollen und ihre Haut benetzten. Ihr Widerstand wurde immer schwächer, ihre Füße zuckten, als würde ein Stromschlag sie erfassen, und dann sah ich dabei zu, wie das Licht in ihren Augen erlosch.

Ich genoss meine Rache dafür, dass man mich gerufen hatte, um sich auf meine Kosten lustig zu machen.

Die Hand des Mädchens wurde schlaff und löste sich von meiner. Schlag dumpf gegen die Wand und baumelte reglos neben dem toten Körper.

Ich vernahm ein Schluchzen, das nicht aus dem Mund der Getöteten stammte, dann hörte ich Schritte, das Aufreißen einer Tür und einen schrillen Schrei. Die Worte, die gerufen wurden, verstand ich.

»Au secours!!!« *Hilfe.*

Mein Arm zitterte leicht, als ich den toten Körper des Mädchens einfach losließ. Mit einem lauten Rumpeln fiel es zu Boden. Sein Kopf schlug dabei hart gegen die Wand, doch es spürte sowieso nichts mehr.

Ich beugte mich zum letzten Akt nach unten, umschloss mit meinen blutigen, kalten Fingern das noch warme Gesicht. Es war zu einer ewigen Maske verzerrt und hatte dem Grauen direkt ins Auge geblickt.

Meine Daumen fuhren über die knöchigen Wangen. Das Mädchen war hübsch gewesen, aber das hatte ihm auch nicht das Leben retten können.

Von Wut gepackt, schob ich meine beiden Finger synchron über die Augen, und dann drückte ich zu. So lange, bis sie mich

nicht mehr anschauen, sondern nur noch eine blutige, klumpige Masse in den Höhlen zu sehen war.

Ich machte mir nicht die Mühe, das Blut fortzuwischen, sondern stand auf und blickte zu der geöffneten Tür, aus der das zweite Mädchen geflohen sein musste.

Ich ließ sie gehen. Sie zu verfolgen und umzubringen würde mich zu viel Zeit kosten. Ihr würde sowieso niemand glauben. Man würde sie für psychisch krank halten. Würde glauben, sie verstecke sich mit dieser Geschichte hinter der Wahrheit. Die Justiz würde ihr vielleicht den Mord anhängen, damit die Behörden eine Erklärung hierfür hatten, auch wenn die Indizien eine andere Sprache sprachen.

Der Hass in meinem Inneren und die Mordlust waren fürs Erste gestillt.

Also wandte ich mich ab, schritt auf den Spiegel zu und betrat durch das Portal wieder die Welt der Toten. Dort würde ich warten, bis der Nächste meinen Namen rief.

KAPITEL 3



Redding, Kalifornien

21:08 Uhr, Montag, 01/06/2015

Mit einem erleichterten Seufzen legte ich den Stift beiseite und öffnete und schloss meine Hand mehrmals rhythmisch, um die Muskeln wieder zu lockern. Sie fühlte sich an, als wäre sie mehr tot als lebendig.

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es bereits nach neun war, und ich ärgerte mich darüber, dass ich so viel Zeit mit den Matheaufgaben verloren hatte. Hätte ich doch nur früher damit begonnen! Aber mein neues PC-Spiel *The Witcher 3* war mir irgendwie verlockender erschienen.

Ich legte den Kopf in den Nacken und wischte mir über das Gesicht. Dann schnappte ich mir das Gekritzeln, das ich fabriziert hatte, und stopfte es in den Rucksack. Ich hoffte, dass wenigstens ein paar meiner Lösungen stimmten.

Schwungvoll stand ich auf, sodass der Schreibtischstuhl ein Stück zurückrollte. Ich hatte genug für heute! Ich sah nur noch Zahlen und Formeln und mein Kopf brummte.

Langsam blickte ich mich im Zimmer um, auf der Suche nach weiteren Sachen, die ich zu erledigen hatte. Als mein Blick über meine Schranktür wanderte, auf der ein großer Ganzkörperspiegel prangte, fiel mir wieder ein, dass ich Joe von seiner Beschwörungstheorie abbringen wollte.

Die Oberfläche des Spiegels sah schon etwas mitgenommen aus und war mit Fingerabdrücken übersät. *Bloody Mary*, dachte ich belustigt, als ich darauf zuschlurfte und meine eigene Reflexion betrachtete.

Meine Augen waren hellblau und meine Haare von einem dunklen Schwarz, die mir wirr vom Kopf abstanden, als wäre ich mir mit den Händen energisch hindurchgefahren. Schwarze Bartstoppeln hatten mein Gesicht überfallen, was mir wohl ein verwegenes Aussehen gab, wie meine Exfreundin immer behauptet hatte.

Doch außer mich selbst sah ich nichts im Spiegel, und das würde auch so bleiben. Angst hatte ich keine bei dem Gedanken, *Bloody Mary* zu beschwören. Ich fand das Ganze eher lächerlich als wirklich beängstigend.

Ich fischte mein Smartphone aus der Hosentasche, beantwortete ein paar Nachrichten, ehe ich die Kamera aktivierte und diese auf mich selbst richtete.

»Hier ist der Videobeweis dafür, dass es *Bloody Mary* nicht gibt«, sagte ich mit einem amüsierten Unterton und drehte mein Handy in Richtung des Spiegels, der immer noch mich zeigte.

»*Bloody Mary*«, begann ich und zögerte ein paar Sekunden, um die Spannung zu steigern. Unwillkürlich musste ich grinsen, als ich mir ausmalte, wie Joe beim Anschauen des Videos die Luft anhalten würde. Ich musste aufpassen, nicht laut zu lachen, so sehr erheiterte mich der Gedanke an sein erschrockenes Gesicht.

»Bloody Mary«, beschwor ich ein zweites Mal und ließ meine Stimme dabei betont düster klingen.

Ich meinte kurzzeitig, einen kalten Windhauch zu spüren, und blickte verwirrt zu meinem geschlossenen Fenster. Ich hatte das Gefühl, dass es ein paar Grad kälter im Zimmer war. Aber das konnte nicht sein. Oder doch?

Verunsicherung wallte in mir auf. Doch so schnell, wie sie gekommen war, war sie auch wieder verschwunden. Quatsch! Das war alles nur Einbildung, mein Verstand spielte mir einen Streich. Ich schüttelte den Kopf, als könne ich dadurch zur Besinnung kommen.

Gerade als ich dem Ganzen ein Ende bereiten wollte, indem ich ein drittes Mal nach Bloody Mary rief, klopfte es an meiner Tür. Obwohl ich nicht daran glaubte, dass etwas passieren würde, fuhr ich leicht zusammen und drehte das Smartphone zur Seite.

Mein Herz schlug schneller. Dadurch, dass ich die Spannung hatte aufbauen wollen, hatte ich mich nun selbst erschreckt. Innerlich musste ich über mich lachen.

»Ja?«, sagte ich und beendete die Videoaufnahme, als meine Mom den Kopf zur Tür hereinsteckte.

»Hast du kurz Zeit? Ich muss etwas mit dir besprechen«, verkündete sie mit einer besonderen Betonung, die entweder bedeutete, dass es etwas sehr Wichtiges war, oder dass ich einen Anpiff kassieren würde. Wofür auch immer. Meiner Mom fiel immer irgendwas ein.

»Ja«, lautete daher meine genervte Antwort, ehe ich das Smartphone zur Seite warf, sodass es auf dem Bett landete.

Meine Mom lehnte sich an den hellbraunen Türrahmen und hielt mit einer Hand die Klinke fest. Sie hatte die Tür gerade so weit geöffnet, dass ich ihre schmale Gestalt erkennen konnte.

Sie hatte sich für ihre vierundvierzig Jahre gut gehalten. Das intensive Schwarz meiner Haare hatte ich von ihr geerbt, die hellblauen Augen von meinem Dad. Wobei Mom immer sagte, wie toll sie diese Kombination fand und wie froh sie darüber wäre, dass ich nicht ihre braune Augenfarbe geerbt hatte.

»Tante Beth hat angerufen«, begann sie. Ihr Blick war auf mich gerichtet, als würde sie jede meiner Bewegungen analysieren. Sie machte eine kurze Pause, ehe sie fortfuhr. Ich wusste, dass das nichts Gutes bedeuten konnte, und wappnete mich für das Schlimmste.

»Onkel Rick ist gestern Abend gestorben. Er hatte einen Herzinfarkt.« Ihre Stimme wurde mit jedem Wort etwas brüchiger und ihre Augen wirkten traurig und mitfühlend. Ich hätte gern etwas Tröstliches gesagt. Meine Mom so zu sehen, weckte in mir eine Art Beschützerinstinkt, wie ich ihn nur meiner kleinen Schwester Zoey gegenüber kannte. Es war einfach nicht richtig, ihre Augen, die sonst so fröhlich wirkten, so betrübt zu sehen.

Onkel Rick war der Bruder meines Dads. Ich hatte ihn nur einmal persönlich kennengelernt, als ich noch ein kleiner Junge gewesen war, und hatte kaum Erinnerungen an ihn. Er hatte mit Tante Beth kinderlos und glücklich in Kentucky gelebt, was für regelmäßige Besuche einfach zu weit entfernt war. Onkel Rick war ein Dialysepatient gewesen, was ihn schon immer an sein Zuhause gebunden hatte. Die Ärzte hatten ihm schon immer keine sehr hohe Lebenserwartung prophezeit.

Ich konnte mir Onkel Ricks Gesicht nur noch vage in Erinnerung rufen. Zoey kannte er nur von den Fotos, die Mom regelmäßig schickte. Daher traf mich diese Nachricht nicht sonderlich tief. Sie löste in mir hauptsächlich Mitgefühl für Dad aus.

Mom hatte nach dieser Nachricht meine volle Aufmerksamkeit. Als ich meinen Kopf anhub, trafen sich unsere Blicke.

»Wie geht's Dad?«, fragte ich aufrichtig interessiert und sorgenvoll. Ich wusste schließlich, wie viel ihm die Familie bedeutete. Er zeigte es nicht immer, aber im Kern seines alten Herzens liebte er uns alle.

»Es geht ihm nicht so gut, aber du kennst ihn ja. Er versucht es zu überspielen. Wir werden nächste Woche Freitag aufbrechen und zu Tante Beth fliegen. Wegen der Beerdigung. Geplant ist, dass wir eine Woche dort bleiben und am Samstag darauf wieder nach Hause kommen.«

Sie wollte doch nicht, dass ich mitkam? Das würde zwar bedeuten, dass ich nicht zur Schule gehen müsste, aber ich kannte diesen Teil meiner Familie einfach nicht so gut! Es war beinahe, als gehörte er nicht zu mir. Egal wie stur und kindisch es klang, aber ich wollte nicht eine ganze Woche dort verbringen müssen.

Mein Dad hatte ursprünglich im Osten Amerikas gelebt, bis er Mom auf einer Fortbildung in Kalifornien in einem Hotel, in dem sie gearbeitet hatte, kennengelernt hatte. Mein Dad war Fotograf von Beruf. Er war kein Mann großer Worte, er ließ lieber seine Bilder für sich sprechen.

»Ich möchte, dass du hierbleibst.«

Erleichterung durchströmte mich, weil ich nicht mitmusste. Außerdem bedeutete das für mich, dass ich auch am Wochenende sturmfrei haben würde. Einfach das machen, worauf ich Lust hatte, ohne meine Eltern, die mir im Nacken saßen. Auch wenn sie locker drauf waren, genoss ich die Zeit, in der ich das ganze Haus für mich hatte und die Musik oder mein PC-Spiel richtig laut aufdrehen konnte.

»Und dass du auf Zoey aufpasst«, verkündete Mom.

Meine Traumvorstellungen vom Alleinsein verpufften augenblicklich. Das konnte sie nicht ernst meinen. Das musste ein Scherz sein! Nur mit Mühe konnte ich ein genervtes Stöhnen unterdrücken.

Zoey.

Meine Mom war mit vierzig noch einmal schwanger geworden. Es war eine Risikoschwangerschaft gewesen, aber sie hatte das Baby unbedingt austragen wollen. Tja, und das Ergebnis war Zoey, meine vierjährige Schwester, für die ich nun den Aufpasser spielen sollte.

»Wirklich, Mom? Muss das sein?« Ich fuhr mir frustriert durch die abstehenden Haare und zerzauste sie dadurch noch mehr. Meine Mom starrte ohne Erbarmen zurück und nickte.

»Ja! Wir können Zoey nicht mitnehmen. Sie ist zu jung dafür. Auf einer Beerdigung hat sie noch nichts verloren. Außerdem ist es nur für zwei Tage, Avian. Das wirst du wohl hinbekommen. Ab Sonntagnachmittag wird Granny sie zu sich nehmen. Wir holen sie dann am darauffolgenden Samstag bei ihr wieder ab.«

Das klang endgültig. Sie ließ mir keine Wahl. Aber ich war total unfähig, ein Kind zu betreuen! Mom wäre wohl kaum damit einverstanden, wenn ich uns beide von Essen aus der Mikrowelle und vom Lieferservice ernähren würde.

»Was, wenn Zoey sich den Kopf aufschlägt? Was, wenn sie an ihrem Essen erstickt?«

»Manchmal habe ich das Gefühl, dass du das Kleinkind bist. Avian, du bist siebzehn Jahre alt. In deinem Alter war ich schon viel selbstständiger«, begann sie mit ihrer Moralpredigt. »Ich werde eine Babysitterin für Freitag- und Samstagabend organisieren. Sie wird Zoey etwas zum Abendessen kochen und sie ins Bett bringen. In der Zeit kannst du deine Hausaufgaben machen.«

Hausaufgaben? Ja, klar! Ich malte mir schon aus, wie ich meine Abende mit Joe verbrachte. Immerhin würde mein ganzes Wochenende für meine Schwester draufgehen!

»... du bekommst außerdem das Auto«, beendete Mom ihren Aufsatz, dem ich gar nicht mehr zugehört hatte. Allerdings hatte sie jetzt meine Aufmerksamkeit zurück.

Das Auto? Hatte ich eben richtig gehört? Verdammt, sie hatte sich dieses Argument bis zum Schluss aufgehoben. Das würde für mich bedeuten, dass ich mich nicht mit den anderen Schülern in den Bus quetschen musste. Außerdem würde ich morgens eine Stunde länger schlafen können. Eine Woche lang!

»Ist ja gut. Ich werde das mit Zoey schon hinbekommen, bis Grandma sie abholt.«

»Ich weiß, Avian. Ich weiß«, sagte sie nur mit einem leicht traurigen Lächeln auf den Lippen. Mom fügte dem nichts mehr hinzu, außer dass wir alles Weitere in den kommenden Tagen mit Dad besprechen würden. Vermutlich hatte der sich zurückgezogen und beschäftigte sich mit sich selbst. Dann drehte Mom sich um, schenkte mir lediglich noch einen traurigen Blick und zog meine Zimmertür hinter sich zu.

Ich war so ein Arschloch, fiel mir im Nachhinein ein. Wir hatten die ganze Zeit über unwichtige Dinge diskutiert, dabei hätte ich irgendwas Tröstliches sagen sollen.

Ich seufzte.

Zoey und ich allein? Für zwei Nächte? Das würde der Horror werden. Im Kopf malte ich mir schon aus, wie ich meine Schwester zur Krankenstation schleifte oder wie die Feuerwehr unser Haus löschen musste. Ich konnte mit Kindern einfach nicht umgehen. Außerdem hasste ich es, wenn Zoey weinte. Ich war damit total überfordert. Aus diesem Grund würde ich sie nicht mal anschreien können, wenn sie etwas verbockt hatte. Meistens tat es mir nämlich leid, dass ich ausgeflippt war, wenn die Tränen kullerten.

Ich schnaubte, wandte mich dann aber ab und marschierte zurück zu meinem Schreibtisch, zog die Schublade darunter hervor, auf der meine Tastatur platziert war, und startete noch mal das Spiel. Ein paar Stunden vor dem PC konnte ich mir noch erlauben, bevor ich schlafen ging. Aber das brauchte ich nun auch, um runterzukommen.

Während das Spiel lud, dachte ich an Dad, dem ich gern irgendetwas Nettes gesagt hätte. Aber ich wusste, dass er einfach Zeit für sich brauchte, und außerdem war Mom bei ihm.

Ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, dass mir dabei das Aufflackern eines Schattens oben links im Bildschirm fast entgangen wäre. Für einen kurzen Moment hatte es ausgesehen wie das Gesicht einer Frau, doch als ich noch mal hinsah, war nichts mehr zu sehen. Meine müden Augen mussten mir einen Streich gespielt haben.

AVIAN

Redding, Kalifornien

12:56 Uhr, Dienstag, 02/06/2015

Wir standen nach dem Sportunterricht in der Umkleide. Die Jungs gröhlten wild durcheinander, schlugen sich gegenseitig mit ihren Handtüchern auf den Hintern und drehten sich halbnackt zur Seite, um den peitschenden Hieben auszuweichen. Und ja, ich machte auch mit. Doch als ich Joe mit dem Handtuch auf den nackten Rücken schlug, wirbelte er zu mir herum und bekämpfte mich mit seinem Deo.

»Weiche von mir, du Kreatur der Finsternis!«, schrie er mit einer beschwörenden Stimme. Er sprühte mir die nächste Ladung direkt ins Gesicht, sodass ich hustend mit der Hand davor herumwedelte und schwer atmete, weil mir das Deo die Lungen verklebte.

»Danke, dass ich dir so wichtig bin, dass du mich vergiften willst«, röchelte ich, als ich wieder einigermaßen Luft bekam, ehe ich mir das verschwitzte T-Shirt über den Kopf zog und es in meine schwarze Sporttasche stopfte. »Meine Eltern fliegen

nächste Woche nach Kentucky. Mein Onkel ist gestorben und ich soll am Wochenende auf Zoey aufpassen«, verkündete ich, musste mir den Frust von der Seele reden.

»Was? *Du* auf Zoey *aufpassen*? Deine Mom hat ja viel Vertrauen in dich«, gab er belustigt von sich und ich warf ihm einen gespielt beleidigten Blick zu.

»Sei froh, dass ich keine Frau bin, sonst würde ich das jetzt persönlich nehmen«, witzelte ich und schlug Joe auf die Schulter. Doch ich musste noch etwas anderes ansprechen. »Ich habe gestern deine Bloody Mary gerufen, aber es ist nichts passiert. Wie ich es dir gesagt habe. Ich weiß, dass du auf dieses Gruselzeug stehst und der nächste Dean Winchester werden willst, aber ...«

Joe unterbrach mich, ehe ich weiterreden konnte.

»Sam«, sagte er nur und hielt in der Bewegung inne, sich die Hose aufzuknöpfen, und schaute mich an. Ich runzelte verwirrt die Stirn und band mir das Handtuch, mit dem ich ihn eben noch verprügelt hatte, um die Hüfte.

»Was?«

»Ich wäre eher Sam. Du wärst der bessere Dean, auf den die ganzen Weiber abfahren.«

Ich rollte die Augen. Wüsste ich es nicht besser, hätte ich behauptet, dass Joe manchmal neidisch auf mich war.

»Wie auch immer. Ich habe ihren Namen zwei Mal in den Spiegel gerufen und sie kam nicht.«

»Dann hast du es falsch gemacht. Sie muss *drei Mal* gerufen werden«, sagte er vollkommen ernst, als wäre es tatsächlich nur deswegen gescheitert. Ich gab nur ein genervtes Stöhnen von mir. Joe war einfach unverbesserlich. Er verbiss sich so fest in dieser Theorie wie ein Hund in seinem Knochen.

»Weiß ich doch. Ich werde es noch mal versuchen«, beschwichtigte ich ihn. Die Panik in seinem Gesicht sprach Bände

und ich versuchte die Situation zu entschärfen, in die ich mich selbst gebracht hatte. »Wenn etwas schiefgeht, rufe ich die *Ghostfacers*.« Das Ende des Satzes betonte ich extra für meinen Freund. Die *Ghostfacers* waren eine Geisterjägertruppe aus der Serie *Supernatural*.

Joe bedachte mich aber mit einem Blick, der mir zeigte, dass er das absolut nicht lustig fand.

»Nicht? Dann lieber *Scooby-Doo*?«, spottete ich weiter, denn ich konnte Joe in diesem Punkt einfach nicht ernst nehmen.

»Halt die Klappe, Avian, und schwing endlich deinen Arsch unter die Dusche«, murrte er, sichtlich getroffen von meinen Sticheleien, aber zu stolz und zu männlich, um es offen zuzugeben. Er streifte sich die schwarzen Boxershorts vom Körper.

»Du brauchst nicht vom Thema abzulenken, du kannst auch einfach sagen, dass du mich nackt sehen willst«, witzelte ich weiter, da ich nach dem Sport in einer ausgelassenen und euphorischen Stimmung war.

»Oh ja, ich kann mir nichts Besseres vorstellen«, gab Joe leise von sich, ehe er seinen Blick ausweichend abwandte.

Ich grinste noch immer, als wir den angrenzenden Duscraum betraten. Dessen Fliesen waren vom Wasserdampf so feucht, dass Joe ausrutschte und unser Gelächter noch mehr anstachelte, als er mitten im Raum auf dem Arsch landete.

Bloody Mary war erst einmal vergessen.



Besucht uns im Netz:

www.sternensand-verlag.ch

www.facebook.com/sternensandverlag